

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 559. Halle, Donnerstag 29. November 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 29. November. Der Kaiser-Bag... (Bericht über die Kaiser-Bagage und die Reise nach Wien)

Samburg, 29. November. Die Bürgerschaft bewilligt eine Forderung des Senats von 200 000 Mark zur Verringerung des Arbeitsmangels.

Wien, 29. November. Die Einberufung der Landtage wird wahrscheinlich Mitte Dezember erfolgen.

Budapest, 29. November. Die Witterung, daß die Regierung mehrere Bestimmungen der noch nicht erlassenen Reichsgesetze...

Budapest, 29. Nov. In offiziellen Kreisen wird behauptet, die Krisis sei trotz der offiziellen Schönfärbereien nur verschoben...

Paris, 29. November. Ein offiziöser Auslassung demittirt der 'Temps' die vom 'Figaro' dem Kriegsminister zugeschriebenen Neigungen über den Prozeß Dreyfus...

Brüssel, 29. November. Laut 'Patriote' wird das Ministerium bei der Volkvertretung beantragen, 7 Millionen Francs aus Staatsmitteln zu bewilligen...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Laut 'Patriote' wird das Ministerium bei der Volkvertretung beantragen, 7 Millionen Francs aus Staatsmitteln zu bewilligen...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

London, 29. November. Dem 'Reuter'schen Bureau' wird aus Paris vom heutigen Tag berichtet...

achte stehen, bei der Verurteilung seiner Feindschaft seiner Zeit nicht in gutem Glauben mitgeteilt zu haben...

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Die wirtschaftliche Entwicklung durch... (Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung)

Notstandsbedürftigkeit, sondern um die Förderung bestimmter und feindsüchtiger, den Landeskulturinteressen förderlicher Zwecke und Unternehmungen handelt...

Freiwillige Gefährdung... (Bericht über die freiwillige Gefährdung)

140

141

Deutsches Reich.

Der Kaiser nahm gestern im Neuen Palais den Vortrag des Reichstages entgegen...

Der Kaiser nahm gestern im Neuen Palais den Vortrag des Reichstages entgegen...

Der Kaiser nahm gestern im Neuen Palais den Vortrag des Reichstages entgegen...

Der Kaiser nahm gestern im Neuen Palais den Vortrag des Reichstages entgegen...

Der Kaiser nahm gestern im Neuen Palais den Vortrag des Reichstages entgegen...



(Nachdruck verboten.)

Die Tochter des Kapitäns.

[8] Roman von H. Rosenthal-Vonin.

„Mein Fräulein, ich komme mit einer angenehmen Nachricht, mit einer Nachricht, die Sie beglücken muß,“ sprach der Herr Meſſor ſchnell und munter. „Ihr Bruder lebt!“

Die große Dame wurde bleich, ſie wankte und ließ ſich ſchwer auf einen Seſſel nieder, ſie drohte umzuſinken. Plötzlich raffte ſie ſich auf.

„Das iſt nicht wahr, das lügen Sie!“ trat ſie mit wildem Blick Herrn Kunkeln entgegen.

„Aber weſhalb ſoll es nicht wahr ſein und warum erſchreckt dies Sie ſo, gnädiges Fräulein? Es iſt doch eine freudige Botſchaft, die ich Ihnen bringe“, erwiderte ruhig, jedoch keinen Blick von der Dame laſſend, der kleine Meſſor.

Das Mädchen trat ganz nahe an den Meſſor. Ihre Augen ſchoſſen Flammen und jede Spur von Farbe war aus ihrem ſchönen Geſicht gewichen und ſie bebte vor wilder Bewegung.

„Sie ſind ein elender, nichtswürdiger Spion!“ ſchleuderte ſie dem Meſſor ins Geſicht. „Mann, wenn Sie die Sache nicht ruhen laſſen, ſo iſt das Ihr Tod, denken Sie daran. Ich bin nur ein Weib, ein armes, elendes, unglückliches Weib, aber das ſchwöre ich Ihnen, wenn Sie noch mehr Unheil aus dieſer Geſchichte ziehen, ſo erwürge ich Sie mit dieſen meinen Händen!“

Der Herr Meſſor warf einen prüfenden Blick auf die große, wohlgeübete weiße Hand mit den jetzt ſeltſam gekrümmten Fingern.

„Kein Unheil will ich aus der Sache ziehen, wie Sie ſich auszudrücken beliebt, mein Fräulein, ſondern Glück,“ ließ der kleine Mann jezt ernt, feſt und ruhig vernehmen. „Unheil daraus zu fürchten hat nur der Verbrecher, diejenigen, welche im Licht des Rechts ſtehen, werden hiebei froh werden; und Rechte will ich zum Siege verſehen, den Geſchädigten. Es iſt mein Beruf, meine heilige Pflicht, mit der Leuchte des Rechts in dies Dunkel zu leuchten, und wenn ich da Jemand finde, der dies Licht nicht ertragen kann, ſo iſt das nicht meine Schmach und fällt kein Atom einer Unehre auf mich, mein Fräulein. Das Recht kennt keine Rückſicht, es darf keine kennen, und bequemt es ſich zu einer ſolchen, ſo macht es gemeinſame Sache mit ſeinem Uebertreter. Ich habe Ihnen alſo zu melden, mein Fräulein, daß ich die Ueberzeugung gewonnen habe, nicht nur, daß Ihr Bruder, der Steuermann Holle, lebt, ſondern auch, daß Sie das wiſſen und mit ihm in Verbindung ſtehen.“

Therese hatte die ganze Zeit, während der Meſſor ſprach, dieſen ſtarr angeſehen. Sie ſchien nichts zu hören, ihr Blick, ihre Gedanken wo anders zu weilen. Die letzten Worte des kleinen Herrn, der ſo außerordentlich ausdrucksvoll und eindringend ſprach, mußten jedoch ihre Ohren getroffen haben, denn mit rauher, tonloſer Stimme ſprach ſie: „Beweifen Sie das mir.“

„Das kann ich,“ erwiderte der Meſſor, „und werde es, falls Sie mich dazu zwingen. Es giebt aber noch einen andern Weg, mein Fräulein, der weniger ſchmerzlich für Sie und viel weniger verhängniſsvoll für jemand Anderes iſt, das iſt ein privates Uebereinkommen zwiſchen uns, ohne Hinzuziehung der Behörden, des Staatsanwalts, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, mein Fräulein, um Ihnen vorzuſchlagen, dieſen Weg mit mir zu gehen.“

Therese hatte ihre mächtigen Augen niedergeschlagen, ihre Augenlider zitterten leiſe und ihre Finger zuckten.

„Ich erbitte mir bis Morgen Bedenkzeit“, ſprach ſie, einen bohrenden, fragenden, mißtrauiſchen Blick auf den kleinen Juristen, der ihr ein ſo fürchtbares Weſen ſchien, werfend.

„Es ſei“, geſtand der Meſſor ihr darauf zu, „aber nur bis morgen früh zehn Uhr, mein Fräulein, dann werde ich mir erlauben, die Antwort auf meine Frage wieder perſönlich einzuholen.“

Mit dieſen Worten verabschiedete ſich Herr Meſſor Kunkeln von der merkwürdigen, ſchönen Schwieger des verſchollenen Steuermanns und ſchlug ſehr nachdenklich den Weg zu ſeinem Hotel ein.

Was würde ihm der nächſte Tag bringen, überlegte er, und wie könnte die Angelegenheit angegriffen werden, ohne daß die ganze Schwere des Geſetzes auf dieſe Familie fiel; denn daß der Steuermann Holle bei dem Verſchwinden des Lohengrin die Hand mit im Spiele gehabt auf eine Weiſe, die das Geſetz ahndet, ſtand bei dem Meſſor feſt, darauf hin deutet ſein ſorgfältig geheim gehaltenes Verſchwinden. Dieſes Mädchen botte ſich der Mitwiſſenſchaft ſchuldig gemacht, in wie weit dieſe nun den geheimnißvollen Handel mit dem Schiff betraf, oder ob ſie nur wußte, daß der Bruder etwas Unrechtes gethan und ſein Aufenthalt ihr bekannt ſei, das muß der nächſte Tag ihm lehren. Auffällig und ſchwer beſtappend blieben die Geldſtehlungen, die ſicher von jenem Bruder kamen, und ihr geheimnißvolles Depoſitieren auf der Bank. „Auch darüber muß ich mir Klarheit verſchaffen,“ ſann der Herr Meſſor.

Fünftes Kapitel.

Eine neue Windung der Bahn unſerer Erzählung und wir ſind wieder unter dem ſüdlichen Himmelsſtrich, in Genua.

Der „Neptun“ lag in der neunten Reihe der ankernden Dampfer, je fünf bis zehn Schiffe bildeten ein beſtimmtes Schiffsquartier, zwiſchen den einzelnen Quartieren iſt eine breite Waſſerſtraße frei geſaſſen und an jedem Schiffe vorbei läuft eine ſchmale Waſſerſtraße, breit genug, daß ein größerer Kahn, eine Gondel, ein Hafenpolizeiboot dort auf ein und aus kann.

Geſtern, pünktlich um 10 Uhr Morgens, hatte ſich Fritz Reſtaluz an den „Neptun“ rüber laſſen, in einem großen ſchwarzledernen Nachſack ſeine Bagage tragend.

Er war freundlich gegen die Mannſchaft, hatte bei ſeinem erſten Betreten des Decks als Steuermann nicht zu kleine Portionen Rum traktirt und jedem der Leute, vom kleinen Kochgehilfen, der nichts als Kartoffeln zu ſchälen und Pfannen zu putzen hatte, bis zum grauhaarigen Vollmatroſen, vertraulich die Hand gegeben und ein paar heitere Worte geſprochen — dazu ſein offenes, friſches Geſicht, die große, kräftige Geſtalt, ſein gewandtes, ſicheres Seemannsausſehen. Im Fluge gewann er ſich das Wohlwollen der Equipage, das iſt der Mannſchaft, und alſo am folgenden Tage ein ſchmuckes Boot ankam, das den alten Kapitän, den jungen und das Fräulein Hoorn brachte, empfing ſie Fritz mit der Mannſchaft, alſo ob er ſchon monatelang an Bord wäre, und die beiden Kapitäne ſowohl wie die junge Dame bewunderten, wie er in der leichtſten, freundlichſten, heiterſten Manier alles am Schnürchen führte.

Er war der geborene Seemann, dem das Schiff Vater, Mutter, Freund, Geliebte, Welt, Heimath iſt, der die Augen eines Luchſes, den Muth eines Löwen, die Gewandtheit eines Kuchens und die Toge und Kraft eines Bären hatte. Das erklarte er Gilba, als ſie an Bord trat und Herr Hoorn die Vertraulichkeit des neuen Steuermanns mit allen Eigenheiten des „Neptun“ und im Verkehr mit der Mannſchaft rühmte.

„Dann haben wir ja eine ganze Menagerie in Ihnen an Bord“, ſcherzte Gilba.

„Ja, ich fürchte nur, der Bär wird überwiegen“, gab Fritz zurück. „Ich bin in Damengeſellſchaft ſtets als ſolcher tagirt worden.“

„Nun, vielleicht iſt bei einer Dame dieſe Quantität ſo verringert, daß nur ein Eichtäſchen übrig bleibt“, warf das Mädchen dagegen ein. Alles lachte, auf die Hünengeſtalt des blonden Mannes blickend.

Herr Holle ſah zu dieſem Scherzverkehr ſtunſter und ging in ſeine Koje, ihm war der heitere Ton nicht eigen. Das Schiff hatte ſchon am Morgen früh Dampf gemacht, die Ankerketten wurden heraufgewunden, die Steuerbeamten, die beiden Looten kamen an. Der eine Lootſe trat an das Steuerrad neben Fritz,

der Andere stellte sich vorn auf dem Kapitänslug neben Holle und Hoorn auf, das Kommando erschallte und das Schiff ging vorwärts und drehte sich. Langsam kam es aus dem Gewirr der anderen Fahrzeuge heraus, nahm mehr Dampf und zog aus dem Hafen. An dem hohen Leuchtturm auf dem Felsen, links an der kleinen Laterne, an der Spitze des langen Molo, wurden die üblichen Grüsse gewechselt und das an den Berg gelagerte Häusermeer Genuas sank immer tiefer herab und die grauen Bergschroffen mit den Forts, Bastionen und Citadellen traten mächtiger empor; zuletzt war die volkswimmelnde Stadt mit ihren ragenden Kuppeln und Thürmen nur noch ein weißschimmernder Streifen auf dem blauen bewegten Wasser, und die Berge düstige bläuliche Höhen, von denen die gewaltigen Kriegswerke als rosa Punkte matt sich heraufhoben. Ueber allen traten nun die von Schnee und Eis schimmernden Zacken und Gipfel der Apenninen und Apuanen empor, bald verschwanden auch diese in Glanz und Duft und vor den Fahrenden lag das Meer, blitzend wie ein unendlicher Spiegel, rosa, blau, gelb, purpurn, grün, denn es war Nachmittag vier Uhr geworden und die Sonne stand schon schräg. Am Bugprtel brauste eine große Schaumwelle und hinter dem Schiffe liefen blau-purpurne Streifen weit auseinander.

Im Süden und Norden sah man noch die Küste, unzählige, blaugrüne, leuchtende Buchten bildend, begrenzt von violettblauen Bergen, über welchen die beschneiten Rämme der Meeralepen und der Apenninenhimmel dämmerten. Dieser wurde blässer, gelber, das Meer schien süßiges Messing, dann Goldkupper und schließlich lag es tief schwarzblau da, indes ein klarer, sterngestrichter Nachthimmel sich über ihm und dem Schiff wölbte. Dort waren die Laternen angezündet, in felsamer Beleuchtung, bald schwarz, bald grell vom Licht angestrahlt, bewegten sich die Matrosen, wiederholten Kommandorufe, führten die Befehle aus, und eine Glocke gab in bestimmten Intervallen kurze, lautklingende Zeichen.

Es ward kühl und wer keinen Dienst hatte, begab sich zum Nachtmahl. Friz war abgelöst worden durch den Vollmatrosen und saß mit dem Kapitän, Holle und Gilda am Tisch.

Die Unterhaltung war belebt, der alte Kapitän sehr ange-regt; seit einem Jahre nun hatte er wieder Schiffsplanken unter den Füßen und Theergeruch in der Nase; wie er sich ausdrückte, und Gildas Augen glänzten, sie war ganz verwandelt, lustig und neckisch, wie sie Herr Holle noch nie gesehen hatte, um Jahre verjüngt an Aussehen und Wesen. Nun ging sie zu dem kleinen Pianino und intonirte ein Lied. „Sie können singen?“ wandte sie sich an Friz.

„Nur Studentenlieder“, meinte dieser und gab auf dem kleinen Instrument die Melodie an.

Gilda wiederholte diese und spielte sie dann sofort als Begleitung. Friz fiel mit seiner Niesestimme ein.

Gilda sprang entsetzt vom Klavier auf und hielt sich die Ohren zu. „Um Gottes willen, hören Sie auf!“ rief sie. „Nein, singen können Sie nicht; Sie mögen immerhin ein Luchs, Fuchs, Bär, Bär sein, von einer Nachtigall aber haben Sie nicht die Spur. Das ist furchtbar!“ Alles lachte.

„Als Student galt ich für einen guten Sänger,“ bemerkte

Friz. Man lachte von Neuem und Friz mit. Dann rief ihn der Dienst wieder auf Deck, denn er hatte erst in zwei Stunden ganze Ablösung.

Am nächsten Morgen um acht Uhr war Gilda schon fertig angekleidet, ein gelbes Foulard um den brünetten Kopf und wohl in Mantel und Plaid verhüllt, erschien sie auf dem Deck und spähte in die noch von Nebeln umzogene See hinaus. Diese rötheten sich, wallten durcheinander, wurden weiß, fielen als bräunlicher Hauch in das Meer, und die Sonne warf eine bligende Goldbahn auf das spiegelnde Wasser.

Das Schiff brauste mit voller Kraft vorwärts und zur Linken der Fahrenden lag, wie ein hellblauer Dunststreifen, die Küste.

Holle stand auf seinem Kapitänsposten und maß am Sextanten, Friz rauchte hinten am Schornsteine seine kurze Pfeife. „Guten Morgen, Herr Holle!“ rief Gilda. Dieser erwiderte den Gruß tief achtungsvoll.

„Schmeckt die Pfeife?“ begrüßte Gilda Friz. „Wohl Fräulein. Sie heißt an Bord übrigens Seemanns-trost,“ gab dieser zurück.

Gilda warf einen Blick auf Holle, und als sie diesen ganz vertieft in seine Berechnungen sah, näherte sie sich Friz.

„Sie haben keinen Wind heute am Schornstein,“ rief sie ihm zu.

„Nein, Fräulein, deshalb siehe ich hier, der Wind braucht mir nicht den Tabak wegzurauen.“

„Bitte, machen Sie mir etwas Platz, es wird wohl für zwei Raum haben.“

„Für drei, Fräulein, die nicht so wie meine Bentigkeit sind.“

„Herr Holle hat scheint's Dienst?“ sprach jetzt Gilda lauter. „Ja, der Tageskurs wird fixirt“, erklärte Friz.

„Nun, dann können Sie mir berichten, wo wir eigentlich jetzt sind?“ sprach Gilda, nah an den Steuermann tretend.

„Es wird die Höhe von Nizza sein. Sehen Sie die dunklen Punkte dort, das müssen die wunderschönen Inseln bei Nizza und Cannes sein“, erklärte Friz.

„Wie lange fahren wir noch bis Marseille?“ erkundigte sich Gilda.

„Zehn Stunden, Abends acht können wir antommen, ob noch einlaufen, ist die Frage“, berichtete Friz.

Herr Holle gab sichtbare Zeichen von Unruhe bei diesem lebhaften Gespräch. Es störte ihn in seinen Berechnungen, er zog die Brauen zusammen und ein finsterner Blick slog zu dem Schornstein hinüber. „Steuermann!“ rief er.

„Kapitän?“ schallte es zurück und Friz trat hervor. „Bitte, gehen Sie mir etwas zur Hand. Wie viel Glase haben wir?“

„Es hat eben sechs geschlagen.“

„Dann stimmt meine Rechnung nicht. Bitte, lesen Sie hier ab,“ und Herr Holle übergab dem Steuermann das Meßin-strument.

Der Steuermann leistete ruhig und behaglich den Dienst, Gilda jedoch machte ein verdrossenes Gesicht und ging in die Kapitänskajüte zu ihrem Vater hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Erinnerungen an Theodor Storm.

Von Ludwig Pietisch (Berlin).

Ende der fünfziger Jahre war Theodor Storm von Potsdam an das Gericht des Städtchens Heiligenstadt im Eichsfelde versetzt worden. Von dort aus empfing ich nach längerer Korrespondenzpause im Frühommer 1861 einen, sein gegenwärtiges Leben, dessen Schauplatz und dessen Menschen, wie Storms Beziehungen zu ihnen, eingehend und lebendig schildernden Brief des alten Freundes. Er drang zugleich in mich, doch endlich einmal ihn und die Seinen dort in ihrem Patmos zu besuchen und bei ihnen einige Sommerwochen in dem grünen „Vorlande des Harzes“ zu verleben. Es fügte sich so glücklich, daß ich, — dank einigen Einnahmen, — „gröhere“ kann ich sie nicht nennen — und dem Auftrag der Illustrierten Zeitung, für diese das Bild von Gustav Graf, „Ausmarsch von preussischen freiwilligen Jägern von 1812 nach erfolgter Einsegnung in der Kirche,“ nach der Photographie auf Holz zu zeichnen, — das große Unternehmen wirklich zur Ausführung bringen konnte. Auf vier Wochen ungefähr war für die Meinigen gesorgt. Ich fuhr auf der Eisenbahn, selbstverständlich dritter Klasse, bis Göttingen

und nach kurzem Aufenthalt in der hübschen Stadt an der Leine, im Postwagen in das bergige walddreiche Land hinein.

Spät im Abenddunkel erst sah ich die Hausdächer und die Kirchtürme Heiligenstadts von der letzten Höhe des Weges unten im Thalkessel vor mir liegen, zu dem nun der gelbe Postwagen hinabrastete. Seltam fremd mutheten mich die schlaf-rigen Gassen des alten Städtchens mit ihren scheidenen niedrigen Häusern im flackernden trüben Licht der wenigen Laternen an. Aber als ich endlich aus meinem Kasten geklettert und zu Storms naher Wohnung gelangt war, wo er und Frau Constanze mich mit erquickender Herzlichkeit empfingen, war jede Empfindung des Fremdsinns freilich sehr bald verschwunden und ich fühlte mich zu Hause, wie nur in meinen eignen Heim. Storms Huben und Mädchen, die mich zuerst mit den großen hellblauen Augen still verwundert musterten, wurden sehr bald zutraulich und meine guten Freunde.

Für mich begann dort in Storms Wohnung, in der die Stadt umgebenden Berg-Landschaft, und im Verkehr mit dem Storm nächststehenden Menschen eine Reihe goldener Tage ungetrübten Glücks. Mit wahren Entzücken erfüllten mich die täglichen Wanderungen bald mit Storm allein, bald mit ihm, seiner geliebten Frau und seinen älteren Sproßlingen, durch jene Felder und Wälder und zu diesen Höhen hinauf. Die Bewegung, die

frische, etwas herbe, durch den Duft der Fichtenwäldungen gewürzte Bergluft, der Anblick der an Anmuth und Schönheit nicht eben reichen aber doch charaktervollen schlichten und ernsten Landschaft und das „laute Denken mit dem Freunde“, das Lessing als einen der besten Genüsse preist, hatten gleichen Antheil daran.

Zu Storm und seiner Familie gesellte sich dort in Heiligenstadt noch eine zweite, die ihm hier befreundet geworden war, die des Heiligenstädter Landraths Alexander v. Wuffow, eines Bruders des Generals dieses Namens und nahe verwandt mit der von Gohlerichen Familie. Frau Adelheit von Mühler, die vielgenannte Gattin des späteren Kultusministers, war seine Nichte. Mehrere Jahre nach dieser Zeit wurde Alexander als Geheimer Oberregierungsath in das Ministerium nach Berlin berufen.

Das Haus v. Wuffows, das „Königliche Landrathsamt“, wie seine Liebelinschrift lautete, lag zwischen einem großen blumen- und fruchtvollen Vor- und Hintergarten dicht vor dem Thor der Stadt, hart an der Landstraße, der schweren dunkeln Mauer des Berges und seinen Nebenhöhen gegenüber. An jenen rückseitigen Garten grenzte das Abhang zum Thal der keine bedeckende große Gartengrundstück des Bruders von Theodor Storm, des Kunstgärtners Otto Storm, der sich hier ange siedelt und verheirathet hatte; — eines im Gegensatz zu jenem, meist mißmuthigen, verstimmt, mit Gott, Schicksal und Menschen unzufriedenen, alle gleichmäßig der Ungerechtigkeit anklagenden Mannes. Jenseits der am Landrathshause, oder genauer: dem Vorgarten, nach rechts und links hin vorüber führenden Chaussee an der sie hier kreuzenden Thüringer Landstraße, die drüben zum Uberg anstieg, lag das hübsche Landhaus des Bruders von Frau von Wuffow, des Hauptmanns a. D. von Dhern.

Beide der Storm'schen befreundete Familien waren in hohem Grade gasilich und gesellig. In beiden sah ich mich wie in guter alter Bekannter aufgenommen und verlebte in diesen Kreisen mit Storms gemeinsam in ihren Gärten, ihren Villen und auf den gelegentlichen Ausfahrten, Tages- und Abendpartys zu den verschiedenen näheren oder entlegeneren Zielen der Umgebung, viele gute, reich erfüllte frohe Stunden während dieser Sommerwochen.

Von nicht geringerem Reiz und Eindruck aber waren für mich auch jene trauten stillen Stunden, die ich in Storms Hause, mit dem Freund und der herrlichen Fran allein, in nie abbrechendem Gespräche von dem, was unseren Seelen das Liebste, Theuerste, Wichtigste war, beim Thee oder Glase Wein, verbrachte. Oder jene, in denen er aus seinen Lieblingswerten, aus Mörrises Dichtungen, aus Fritz Reuters eben damals erschienenen ersten Schriften, wie „Hanne Nüte“, aus Tieck oder Eichendorff, oder aus den furchtbaren, den Hörer mit Grausen überrieselnden, unheimlichen Heren- und Gespinnstgeschichten einer englischen und einer deutschen, von L. Beshstein verfaßten, Sammlung von solchen vorlas. Ich zeichnete dabei entweder an meiner Kopie auf dem Holzstock, an für Storm zum Gastgeschenk bestimmten Kompositionen zu Grimms Kinder- und Hausmärchen — hatte er doch so großes Wohlgefallen daran gefunden! — oder an einem Bildniß Constanzes, daß ihre groß- und doch so feingezchnittene Gesichtsfornen, und die, von breiten Lidern und langen dunkeln Wimpern weich beschatteten, tiefen mächtigen grauen Augen, wie es uns allen damals dünkte, nicht übel auf dem Papier wiedergab. Er las in seinem Schleswighen Dialekt und seinem zarten Stimmklange alles rein Lyrische, Empfindsame, leise Verschleierte, Ahnungsvolle, in Gedichten und Prosa immer mit ganz besonders eindringender Wirkung vor.

Aber eben so vortrefflich verstand er das derb Humoristische, besonders das in dem ihm von Kindheit auf vertrauten und gewohnten Blatt Geschriebene, zu interpretiren und herzliche Heiterkeit damit zu erwecken. Beiden Gatten war zu allen anderen Gaben auch die des Gesanges verliehen, Frau Constanze, ein schöner voll und sammetweicher Alt, Storm selbst ein heller, klangvoller Tenor. Wie beider Singekunst vor strengen kritischen Richtern bestanden haben würde, vermag ich mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Ich weiß nur, daß der Klang ihrer Stimme mir stets so wohlthuend war, wie mir ihr Vortrag in hohem Maße ausdrucksvoll und immer der poetischen Absicht des Dichters und Kompositisten glücklich entsprechend erschien. Immer meine ich noch manche ihrer Lieder, Arien und Duette, besonders aus Schumanns „der Noie Pilgerfahrt“, wie sie mir damals in jenen bescheidenen, traulichen Räumen von Constanze und Theodor gesungen wurden, mit sinnlicher Deutlichkeit in der Seele nachklingen zu hören.

Mit der häuslichen Wirthschaft und Ordnung wurde es von beiden nicht allzu genau genommen. Aber dieser Mangel wurde reichlich durch so viele andere höhere geistige und gemüthliche Vorzüge ersetzt, daß ich persönlich wenigstens ihn kaum als solchen empfand. Die Kinder wuchsen in voller Freiheit auf. Im Vertrauen auf ihre gute Natur kam das, was man so Erziehungsmaßregeln nennt, niemals bei ihnen zur Anwendung. Die drei Jungen Hans, Ernst und Karl, wurden vom Vater als seine Freunde und Kameraden behandelt, mit denen er selbst Dinge besprach und erörterte, welche man gemeinhin vor Knabenohren nicht zu berühren pflegt. Diese Art der Erziehung und der Behandlung der Kinder ist immer ein etwas gewagtes Experiment. Wenn kein Unheil daraus erwächst, können Väter und Kinder von Glück sagen.

Der zart- und feinsinnige Boet schloß in Storms Natur den tüchtigen praktischen Juristen nicht aus. Er verstand es, seinen Amtspflichten jederzeit gewissenhaft zu genügen, und fand doch Stimmung und Muße in hinreichender Masse, um seine Freunde und alle die zahlreichen Verehrer seiner Poesie, auch während seines Aufenthalts und seiner Nichterthätigkeit in Heiligenstadt durch manche neue, tief empfundene, stimmungs- und anmuthvolle, kunstreich durchgearbeitete Erzählung, manches vollendete lyrische Gedicht zu erfreuen. Nicht selten waren es gerade in seiner Nichtereignischaft gemachte Beobachtungen, Eindrücke und Erfahrungen, die ihm sehr brauchbare und wirksame Motive und charakteristische Züge zu seinen Novellendichtungen gaben. Die gänzlich unter der geistigen Herrschaft des katholischen Alerus stehende, dumpfsläufige, meist von der harten Last der Lebens-Noth niedergedrückte arme Bevölkerung des Eichsfeldes, mit der Storm durch sein Amt vielfach in nächste Berührung kam, bot dem Juristen wie dem Dichter nur zu reichliche Gelegenheit zu Einblicken in die „Nachtseiten der Menschennatur“, welche sich unter jenen beiden Bedingungen am üppigsten zu entwickeln pflegen.

Storms seines psychologische Kabinetstück „Veronica“, die halb humoristische Kleinstadtschichte „Drüben am Markt“, wenn ich nicht irre, auch „Viola tricolor“, „Späte Noien“ und wohl noch die eine und die andere kleine Erzählung waren während des bisherigen Aufenthalts in Heiligenstadt entstanden und veröffentlicht. Des Freundes dortige Existenz schien ganz dazu geeignet, ihn vollkommen zu befriedigen. Dort war er von den verwirrenden, Zeit und Stimmung zum dichterischen Schaffen raubenden Einflüssen des aufgeregten Großstadttreibens glücklich geborgen. Seinem Bedürfnis des geistigen Verkehrs mit verständnißvollen und herzlich ergebenden Freunden und Familien, war durch von Wuffows und andere gebildete Männer und Häuser des Städtchens genügt. Das Glück in der eigenen Familie war durch nichts getrübt und er genoß es in vollen Zügen. Und es mangelte ihm hier auch das nicht, was ihm immer als eine der unentbehrlichsten Bedingungen des Wohlgelagens am Dasein und der Zufriedenheit damit erschien: die praktische und musikalische Thätigkeit als allerliebster Leiter eines von ihm gegründeten Gesangvereins von Herren und Damen.

Mit diesem, durch ihn geschulten und für seine Aufgaben begeisterten, Chor hatte er, wie er mir mit frohem Stolz erzählte, im Winter seine Lieblingsoratorien von Haydn und Schumann in einem dazu gemietheten Gastlokal zur wohl gelungenen Aufführung gebracht. Mit ihm auch sah und hörte ich Storm an einem schönen Augustabend auf einer Waldlichtung in der „alten Burg“ ein Chorgesangsconcert im Freien veranstalten, das auf die ganze umhergelagerte Heiligenstädter Gesellschaft einen begeisterten Eindruck machte, und mir noch bis in diesen Tag eine freundliche Erinnerung zurückgelassen hat.

All das Gute und Liebe, was ihm das Leben in Heiligenstadt bot, erkannte Storm willig an. Er schien es wohl zu fühlen, daß diese Zeit eine besonders glückliche für ihn gewesen sei. Aber das tiefe Heimweh nach der „grauen Stadt am Meere“, nach seinem Dujum, seinen Eltern, seinem Vaterhause und der ganzen schleswighen Sippe konnte dadurch so wenig aus seinem Herzen getilgt werden, wie der Schmerz um das Geschick der, wie es damals den Aussehen hatte, hoffnungslos der dänischen Herrschaft und Gewalt preis gegebenen Elberhogerthümer. Von jedem sommerlichen Ferienbesuch in seiner dortigen Heimath kehrte er zugleich neu erquickt und erfrischt, aber doch auch wieder mit dem verschärften Schmerzgefühl der Trennung des Verbanntseins von dem geliebten Mutterboden in das Heiligenstädter Bergland zurück.

Allerlei.

Eine heitere Geschichte erzählt die „Fuldaer Stg.“ von zuverlässiger Seite. In einer Wirtschaft in einer größeren Ortsgemeinde des Kreises Fulda sitzen mehrere Gäste, die zu der Klasse der „Mozdgel“ gehören. Es tritt ein in das Gastzimmer der Steuereinsreiber, ein beliebter und liebenswürdiger Herr. Er setzt sich allein an einen Tisch und horcht. Was die da drüben am andern Tisch sich zureichen, ist aber auch dazu angelhan, einen Beamten, zumal einen pflichttreuen, zur angestrengtesten Thätigkeit seines Gehörapparates anzuspornen. „Wißt ihr schon, daß zwei Wilddiebe vorhin einen Hirsch hereingebracht haben? Sie haben ihn in die Kegelbahn gelegt, dort liegt er noch, er soll noch mit dem Zuge auf die Bahn.“ Dem Beamten wird's heiß. „Da ließen sich vielleicht 100 Mk. Belohnung verdienen, das wäre so gut wie in der Lotterie gewonnen“, so mag er vielleicht bei sich gedacht haben, denn er leert rasch sein Glas und spricht: „Adieu, meine Herren.“ Und nun geht's spornstreichs zum Oberförster. Doch der ist nicht zu Haus, dagegen sein Schreiber, der auch viel weiß und kennt. Man macht schnell einen Plan: Der Steuereinsreiber fährt mit einem gerade nach der Stadt gehenden Fuhrwerke eines Handelsmanns schleunigst zur Stadt, alarmiert die Polizei und besetzt den Bahnhof, um den mit dem nächsten Zuge dort eintreffenden Hirsch und die Wilddiebe abzufangen. Der Forstbeamte dagegen verücht sein Glück noch zuvor in der Wirtschaft. Es mußte ihm viel daran gelegen sein, die Wilddiebe möglichst rasch abzufangen, und so marschirt er eilends der Wirtschaft zu. Athemlos dort angekommen, ruft er die Wirthin zur Seite. Die hatte von der ganzen Sache keine Ahnung und konnte auch den kaum seiner Stimme mächtigen Forstbeamten nicht gleich verstehen, weshalb dieser mit Hausfluchung drohte. Als er sich der Wirthin jedoch besser verständigte, hatte sie eine glückliche Vorahnung von der Geschichte und da sie auch bekanntermaßen einem Spaß nicht abhold ist, so ließ sie den Forstbeamten bei seiner Meinung, ging mit ihm auf die Kegelbahn, machte die Thüre auf und o Schrecken: „Do leihde so noch, d'r Herrsch, d' honnen de domme Fongge noch net emol mitgenomme noach.“ Doch der Forstbeamte wird blaß . . . blässer . . . was er sah, war allerdings ein Hirsch, aber ein gemalter, „das Wirthshauschild“, das zum Repariren herabgenommen war und in die Stadt zum Uebermalen geschickt werden sollte. „Na, die usen mich nicht wieder!“ spricht er und verschwindet. Der Steuereinsreiber aber wartete unterdessen am Bahnhof der Stadt vergeblich auf die Ankunft des Hirsch's und der Wilddiebe.

Ein sonderbarer Klaus. In Crema fand kürzlich eine Nachwahl zur italienischen Abgeordnetenversammlung statt. Dem Regierungskandidaten Marazzi stand in der Person des Herrn Giovanni Catanes, genannt „Triela“, ein merkwürdiger Gegner gegenüber. In seinem Programm kämpfte er für Abschaffung aller Steuern und für die Abschaffung des Heeres; ferner versprach er, dafür sorgen zu wollen, daß die Regierung jedem Bürger eine sichere Existenz verschaffe, und daß jede Gemeinde eine — Musikkapelle sammt einem Kapellmeister und einem Vice-Kapellmeister erhalte. Der sonderbare Klaus ist leider unterlegen, er erhielt nur 134 Stimmen. Als er erfuhr, daß Marazzi gewählt sei, ließ er fast alle Häuser in Crema mit Anschlagszetteln besetzen, auf welchen geschrieben stand: „Undankbares Vaterland, Du sollst meine Gebeine nicht haben!“

Wie Kinder das im Unterricht Gehörte wiedergehären, davon giebt die „Pädagogische Zeitung“ einige Proben: Der Niese Goliath war sechs Ellen hoch und eine Hand breit. — Simson zerriß den Löwen, wie man einen Wüchling zerrißt (statt Höllein). — Die alten Deutschen pflegten besonders drei Tugenden: die Tapferkeit, die Wahrheitsliebe und die Gastwirthschaft.

Ein tapferer Krieger — und glückliche Mutter! Dem Berliner „Local-Anzeiger“ entnehmen wir nachstehende Familien-Anzeige: „Die heute erfolgte glückliche Entbindung von einem gesunden Mädchen zeigt allen ihren Freunden und Gönnern statt besonderer Meldung an Siróh, Amazone des Eskónias Behansin von Dahomey. Berlin. Bassage-Panopticum, den 24. November 1894.“

Folgende Steuer-Vorschlag unterbreitet ein Leier dem „Hann. C.“:

Pesteuert man die Lügenmäuler,
Und auch die Lästereien mit,
Ein hohes Ziel wär' dann erungen
Gedacht wär' jedes Defizit!

Für jede Lüge — einen Groschen,
Und zwei für jede Klatscherei,
Was diese Steuern wohl einbringen,
Sch glaub' — wir wären steuerfrei.

Chinesisches. Ein Berichterstatter des „Standard“ im Hauptquartier des Marshalls Yamagata erzählt, daß in dem Kampfe bei Ping Tang die chinesischen Soldaten, als ein tropischer Regen niederging, ihre großen, aus edltem Papier verfertigten Regenschirme aufgespannt und so den japanischen Scharfschützen eine vortheilhafte Zielscheibe geboten hätten. Als dann die Japaner einen theilen Hügel erklümpert hatten, ließ der chinesische General Yen auf seinem noch nicht genommenen Fort eine Parlamentärflagge aufziehen und den Japanern durch einen Boten sagen, daß er eine Einstellung des Gefechtes wünsche, um wegen der Uebergabe zu verhandeln.

Die Japaner antworteten, daß sei sehr einfach, die Chinesen brauchten nur ihre Waffen niederzulegen und die Japaner würden dann sofort von der Stellung Besitz nehmen. Worauf der chinesische General sagen ließ, er könne sich doch nicht gut bei solchem Regen weiter ergeben; seine Soldaten würden naß werden und die ganze Geschichte höchst ungemüthlich sein — ob die Japaner nicht 12 Stunden, bis der Regen aufgehört, warten wollten? Darauf ließen sich die Japaner natürlich nicht ein, da sie eine Kriegslust vermuteten, um den Chinesen die Flucht zu ermöglichen. Diese Vermuthung erwies sich denn auch als begründet. Bei dem Rückzuge zeigte aber die mandchurische Kavallerie eine glänzende Tapferkeit. Dieselbe verließ die Stadt, um den Rückzug der Infanterie zu decken, griff die Brigade des japanischen Generals Nodzu an, wurde durch ein mörderisches Feuer zurückgeworfen, griff dann aber wieder an, um abermals zurückgeworfen zu werden; von 570 Reitern kam nicht ein einziger mit dem Leben davon! Wenn die chinesische Infanterie nur annehmend eine solche Tapferkeit, wie diese mandchurische Kavallerie zeigen würde, hätten die Japaner in dem feindlichen Lande nur wenig Erfolg gehabt.

Was ist die Liebe? Auf diese Frage ist bekanntlich in Salms' „Sohn der Wildnis“ eine Antwort gegeben worden, die beim jugendlichen Alter beiderlei Geschlechts viel Anklang zu finden pflegt und auch häufig in Boeschealbüchern zu ewigen Andenken aufgeschrieben wird. Etwas wissenschaftlicher, aber darum nicht weniger kurzweilig ist folgende Definition, die auf den Namen des Franzosen Gaston Dauville durch die Väter geht: „Die Liebe ist eine emotione, spezifische Entität, bestehend aus einer mehr oder weniger permanenten Variation des affectiven und mentalen Zustandes eines Subjects gelegentlich der Realisation (durch Inverkehrung eines besialisirten Mentalprozesses) einer erflüssigen und bewußten Sphärisation seines Sexualinstinkts auf ein Individuum des anderen Geschlechts. Gewöhnlich ist dieses Phänomen von einer Exaltation des Wunishes begleitet.“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren u. angez. Besprechung nach Auswahl vordruckt.)

— „**Es war.**“ Roman von Hermann Sudermann. Preis gebunden 5 M., elegant gebunden 6 M. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Durch diesen neuen Roman, der schon bei seinem Erscheinen in der „Romanwelt“ berechtigtes Aufsehen machte, ist unsere moderne Litteratur um ein hervorragendes Werk von bleibendem Werthe bereichert worden. Es ist ein tief durchdachtes, mit sittlichem Ernst geschriebenes Buch, in dem der Verfasser lediglich durch künstlerische Mittel zu wirken sucht. Von der ersten Seite an wird der Leser gefesselt durch die markige Sprache des Dichters, die im Dialog oft eine geradezu dramatische Gestalt erhält, durch die Kraft und Anschaulichkeit der Gestaltung aller auftretenden Personen, sowie durch die feine, psychologische Entwicklung derselben. „Es war“ ist ein durchaus moderner Roman, dem das tägliche Leben zur festen Grundlage dient; das Leben des ostpreussischen Landadels mit seinen Sorgen und Arbeiten, sowie seinen Vergnügungen ist so prächtig geschildert, daß es ein volles lebendiges Bild der Welt giebt, in dem sich die Ereignisse abspielen. Einzelne Kapitel sind mit feinem Liebreiz ausgestattet, während in anderen wieder der Humor in sein Recht tritt. Die Tendenz des Werkes ist, zu beweisen, daß es nicht sowohl darauf ankommt, zu bereuen, was war, als vielmehr auf den ernten Willen, nach geschehenem Fehltritt ein neues, besseres und thätiges Leben zu beginnen. Durch Festsetzung eines für deutsche Romane auffallend billigen Preises hat die Verlagsbuchhandlung dazu beigetragen, daß das schön ausgestattete Buch die weiteste Verbreitung finde, die es wegen seines schönen und spannenden Inhalts voll verdient.

— „Der große Wall von China.“ dieses Wahrzeichen jener starren Abgeschlossenheit, durch die China seine jüngste Niederlage verurtheilt hat, findet in dem neuesten Heft der bekannten Halbmonatschrift „**Vom Fels zum Meer**“ (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Preis des Heftes 75 Pfennig) eine eingehende Schilderung aus der Feder des bekannten Geographen Dr. Georg Wegener. Eine Anzahl trefflicher Abbildungen unterstützt das Verständniß der Darlegung der Entstehung und des Zwees es des kolossalen Bauwerkes. Wie durch diesen Beitrag, so zeigt die Redaktion auch durch eine Reihe anderer Veröffentlichungen, daß sie den Zeitereignissen besondere Aufmerksamkeit zuwendet; namentlich dürfte die photographische Wiedergabe der Mitglieder der russischen Kaiserfamilie wegen der Vortrefflichkeit der Reproduktion allgemeines Interesse erregen. Die Reichhaltigkeit der literarischen Beiträge ist auch in diesem Heft eine große; neben einem Roman von F. von Zöllnitz und einer Novelle von Wanda Bartels finden wir eine lebensvolle Blauderei über die Nerze: „Im Dienste der Menschheit“ von Dr. F. Mangow, eine Schilderung Straßburgs, einen Aufsatz zur Erinnerung an Hermine Spies, eine Biographie des bekannten Militärmalers Th. Notholl, eine Berliner Blauderei: „Die Saison beginnt“ u. s. w. Neben der prächtigen Kunstbeilage „Waldrast“ von Th. Notholl wird auch die neueste Station der originellen „Hochzeitsreise um die Welt“, das in Aquarellfacsimiledruck ausgeführte Blatt „Auf dem Besau“ den Leser fesseln.